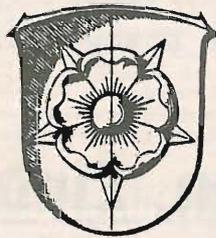


Heimatwelt



*Aus Vergangenheit
und Gegenwart
unserer Gemeinde*

HERBERT KOSOG
HEINRICH EHLICH
GEMEINDEWEIMAR

1991
Heft Nr. 29

HERBERT KOSOG

Im Zuge seiner Forschungsarbeiten ist unserem Chronisten Herbert Kosog im Jahr 1956 ein altes Kräuterbuch aus dem Jahr 1577 aufgefallen. In der nachfolgenden Schilderung erkennen wir, daß Kosog versuchte, neben den geschichtlichen Daten auch die Lebensgewohnheiten der Menschen zu ergründen. Wir geben die "Plauderei über ein altes Kräuterbuch" so wieder, wie sie sich bei den Unterlagen des Heimatforschers befindet. Die Erzählung war schon wie viele andere, in der "Oberhessischen Zeitung" Alsfeld abgedruckt.

Damals war Hauptlehrer Kosog noch in Bernsfeld tätig.

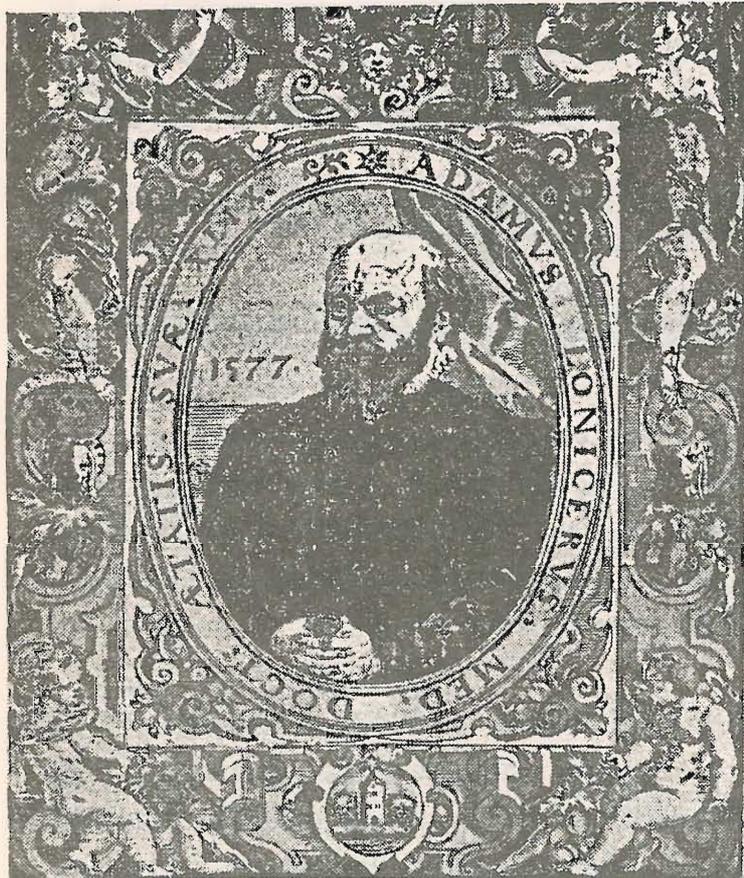
„Von Trachen, Lindwürm und allerlei Artzney“

Kuriöse Arznei- und Naturkunde

(Eine Plauderei über ein altes Kräuterbuch)

von H. Kosog, Bernsfeld

1956



IN EFFIGIEM ADAMI LONICERI
MED. DOCT. CHRISTIANVS
Egenolphus Poëta Laureatus F.

Wußten Sie schon, daß aus einem Floh, den man in der Mitte zerknippt, zwei lebendige Wesen werden, daß man eine hübsche, linde Haut erhält, wenn man ein mit destilliertem Kuhkot getränktes Tüchlein jeweils nach dem Baden über Angesicht oder Leib reibt, daß der Genuß von Pfirsichkernen Magen und Hirn stärkt, die Vernunft und das Gedächtnis schärft und gleichzeitig das Bauchgrimmen vertreibt oder daß gestoßene Pfirsichblätter, auf den Nabel gelegt, die Würmer im Leib töten? Das sind keine Fastnachts- oder Aprilscherze, sondern Proben arznei- und naturkundlicher Erkenntnisse eines, freilich vor langen Zeiten, ernstgenommenen Werkes. Im Jahre 1577 schrieb der damals 49 Jahre alte Doktor med. Adamus Lonicerus, der „in den Chattischen Bergen“ geboren wurde und 25 Jahre in Frankfurt gelebt hat, ein umfangreiches Kräuterbuch, das, anscheinend in einem späteren Nachdruck, bis heute in der Petschmühle in Homberg erhalten blieb.

Eine Reihe von lateinischen Randbemerkungen eines früheren Besitzers lassen darauf schließen, daß das Buch sich einst in Gelehrtenhand befand. Vielleicht ist auch ein Vorfahre des heutigen Besitzers ein Studiosus gewesen. Weitere, in deutschen Schriftzeichen gehaltene Bemerkungen beweisen, daß das Buch mindestens 200 Jahre alt ist. Die sorgfältig ausgebesserten Beschädigungen und die zahlreichen Fingerspuren lassen erkennen, mit welcher Liebe der Band jahrhundertlang von Generation zu Generation gehütet und benutzt worden ist. So mancher Ratschlag mag auch befolgt worden sein; denn oft genug findet man Unterstreichungen empfohlener Mittel. Der gelehrte Doktor hat in fleißiger Sammelarbeit die natur- und arzneikundlichen Erkenntnisse seiner Epoche zusammengestellt, die freilich oft nicht mehr mit denen unserer Zeit übereinstimmen. Abgesehen von seinen eigenen Forschungen stützt er sich auf die überlieferte Volksmedizin sowie auf die Erfahrungen und Ratschläge naturwissenschaftlicher und medizinischer Kapazitäten wie Galenos, Discorides, Paracelsus und anderer.

Wenn man sich in den Inhalt des mehr als 300 Seiten umfassenden Buches, das teilweise sehr hübsch mit bunten Tuschbildern geziert ist, vertieft, wird man, neben heute belächelten Erkenntnissen der Heilkunst, vieles entdecken, das auch jetzt noch als Hausmittel bekannt ist und verbreitete Anwendung findet.

Das Buch enthält drei Teile. Im ersten verbreitet sich der Doktor zunächst über die Kunst des Destillierens oder Abziehens des Wassers aus verschiedenen Gewächsen, „so zu vielfältigen Krankheiten und Gebrechen Menschlichen Körpers gebraucht werden mögen“. Erfinder dieser Kunst seien nach der Meinung der einen die „Chymisten und Alchymisten“, die sich mit der Schmelzung von Metallen und ihrer Verwandlung in Gold beschäftigt haben, nach der Meinung anderer ein Arzt, der durch Zufall festgestellt hatte, daß die auf der Innenseite einer über warm zu haltende Kräuter gestülpten Schüssel anhaftenden Wassertropfen den Geschmack der Kräuter angenommen hatten. Lonicerus selbst ist der Ansicht, daß man das Geheimnis des Destillierens einfach der Natur abgelauscht habe, indem man sich die Beobachtungen beim Verdunsten und Wiederverdichten des Wassers zunutze gemacht hätte. Im übrigen vollzogen sich im menschlichen Körper dieselben Vorgänge: Durch das Feuer der Leber wird die Pfanne des Magens erhitzt und die dadurch entstehenden innerlichen Dämpfe werden bis in das Haupt und in die Hirnschale getrieben, die gewissermaßen einen Destillierhelm bildet.

Dem Abschnitt über das Destillieren folgt eine Gebrauchsanweisung für die Pflege der Gärten. Daß der Mensch sich überhaupt dieser Mühe unterziehen muß, verdankt er dem „leydigen Satan“, der dem Menschen das müßige Leben im Lustgarten des Paradieses miß-

gönnt und „alle seine Lüste angestellt“ hat, bis er zur Uebertretung des göttlichen Gebotes reizte, wodurch die Verstoßung der bisher so glücklichen Menschen erfolgte. So ist die Menschheit seitdem gezwungen, sich unter saurem Schweiß Feld und Garten selbst zu bestellen. Der Doktor gibt nun im folgenden viele gute Ratschläge, die der moderne Gärtner jetzt noch zur Anwendung bringt. Freilich enthalten die Anweisungen auch manches, das uns nur ein Lächeln auf die Lippen zwingt. Nach dem Kräuterbuch kann man dem Obst jede gewünschte Farbe geben, indem man die Zweige spaltet, ein Stück Mark herausnimmt, statt dessen eine Farbe hineinlegt, die später von der Frucht angenommen wird. Es ist nur notwendig, die Wunde gut mit Hagedorn zu verschließen. Auf dieselbe Weise kann man auch den Früchten eine bestimmte Würze verleihen. Trägt ein Baum zu saure Aepfel oder Pflaumen, so lassen sich die Früchte durch eine leichte Operation versüßen. Man umgräbt die Wurzel des Baumes und schüttet in den entstandenen Graben Schweinemist oder bohrt in den Stamm ein Loch, gießt Honigseim hinein und verschließt das Loch mit einem Hagedornkeil.



Im Herbst wird man sich an köstlicher Fruchtsüße erfreuen. Bäume, die wohl blühen, aber keine Frucht tragen wollen, werden mit einem Gemisch aus Quecksilber und Lehm gimpft, und wenn diese Impfung, wie überhaupt jede Pfropfung im Hornung vorgenommen wird, so ist ein Madigwerden der Früchte nicht zu befürchten.

Den Hauptteil des Werkes nimmt die Beschreibung und die Heilwirkung von etwa 800 Bäumen, Sträuchern und Kräutern ein. Jeder Pflanze ist ein farbiges Bild beigegeben. Die Farbgebung ist allerdings oft recht matt und wenig naturgetreu. Nach dem Kräuterbuch gibt es praktisch keine Krankheit und kein Gebrechen, das nicht geheilt oder zumindest gelindert werden könnte. Wie vielseitig die Anwendung der natürlichen Heilmittel ist, mögen folgende Angaben unterstreichen: Es werden u. a. 74 Mittel gegen Würmer, 51 gegen die Pestilenz, 72 gegen Zahnbeschwerden, 80 gegen die Wassersucht, 275 gegen Frauenleiden und Mutterschaftsbeschwerden und 286 gegen Harnleiden angeführt. Als besonders heilkräftig erweist sich die Rose, deren Blätter, Knospen, Samen und aus den Blüten de-

stilliertes Wasser gegen Fieber, Herzschwäche, Kopfweh, Zahnschmerzen, Blutspeien, Augenfluß, Frauenzeit, Brand, Hitze, Gelbsucht, Gallensteine, Geschwulst, Ohnmacht, Schwindel, Ruhr und Nasenbluten heilbringende Wirkung ausüben. Auch die Dattel darf sich rühmen, dem Menschen in vielerlei Leiden zu helfen: Sie ist gut gegen die Entzündung der Seiten, mildert die Gallenhitze, treibt das Fieber aus, überwindet die Kopfschmerzen, hilft dem Gelbsüchtigen, beseitigt den Unwillen des Magens, läßt den Brechreiz abklingen, regt den Appetit an, vertreibt die Traurigkeit und erfreut das Gemüt.

Aber die Pflanzen tragen nicht nur heilbringende Kräfte in sich, sondern dienen auch der Reinlichkeitspflege und der Kosmetik. Das Laub der Erlen, zur Sommerszeit in den Kammern ausgestreut, vertreibt die Flöhe; Salbei vernichtet die Haarmilben, während Knoblauchsaff oder auf dem Haupt verriebener Kohlsaff die Läuse tötet. Gewarnt wird vor dem reichlichen Genuß von Feigen, da sie das Wachsen von Läusen fördern. Schönes, seidiges Haar erhält man durch Waschen mit Honig- oder Weidenblütenwasser. Ein einfaches

Mittel, um Haare schwarz zu färhen, erreicht man durch Sieden von Galläpfeln in Oel. Das Gemisch läßt man trocknen, verreibt die Masse zu Pulver und wäscht damit Haar oder Bart. Hingegen gibt in Lauge gesottener Buchsbaum blonde Haare. Unerwünschten Haarwuchs beseitigt man durch Bestreichen mit Schlehensaft. Wer dagegen seinen Kahlkopf wieder mit üppig wucherndem Hauptschmuck versehen will, reibe sich mit einer Salbe ein, die aus gestoßenen Haselnüssen, Reinberger Speck und Bärenschmalz hergestellt worden ist. Brombeersaft gibt eine schöne Haut. Ein Adonis aber wird, wer sich mit einem Gemisch von Melonensamen, Bohnenmehl und Rosenwasser wäscht: „vnd wann du schlaffen wilt gehen, so wäsche dein Angesicht damit, es ist deß morgens schön vnd hübsch“. Endlich sei noch erwähnt, daß der Verfasser des Kräuterbuches auch für das Eheleben eine große Zahl erbaulicher Ratschläge erteilt.

Der letzte Teil des Buches ist dem Menschen, den Tieren und Gesteinen gewidmet. Auch hier steht die Arzneikunde im Vordergrund; denn „es haben auch etlich Thier ihren gebrauch in der Artzney“. Einige besonders drastische Beispiele mögen die Heilmethoden vergangener Zeiten kennzeichnen. Ein Hasenkopf, zu Asche verbrannt und mit Bärenschmalz vermischt, macht Haare an kahlen Stellen wachsen, und Katzenkot mit Essig und Senf, aufs Haupt gestrichen, verhindert den lästigen Haarausfall. Gestoßenes Hasengehirn beschleunigt das Zahnen, während Pulver von Hundezähnen die Zahnschmerzen beseitigt. Wer seinen Schnupfen loswerden will, ziehe einen Handschuh aus Hundehaut an. Eselharn, in die Nase geträufelt, stillt das Blut. Mäusekot mit Essig streicht man in sein Riechorgan; dadurch wird die Verdauung angeregt. Reinweiße Spinnweben, auf frische Wunden gelegt, verhindern Vereiterung, heilen Masern und bewahren vor Geschwülsten, Mark, Fett, Galle, Blut, Harn, und Kot vieler Tiere spielen in der Heilkunde des Doktors Lonicerus eine große Rolle.

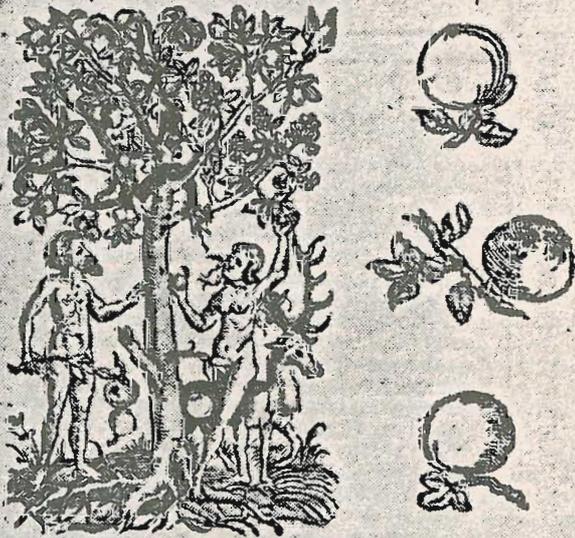
XXVIII

Von Bäumen vnd Stauden.

Warhafftige Conterfeytunge /

Beschreibung der Gestalt / Natur / Eigenschafft /
Krafft vnd Wirkung der Bäume vnd
Stauden.

Apffelbaum / Pomus. Cap. I.



Name vnd Beschreibung.

Apfelbaum heizt auff Griechisch *malica*, in Lateinischer Sprach / *Malus* vnd *Pomus*. *Italiè*, *Pome*. *Gallè*, *des Pomes*. *Spanisch*, *Mansana*. Seine Frucht wirdt bey den Griechen *malop*, vnd Lateinischen genandt *Malum* vnd *Pomum*.

Von Gethieren der Erden. CCCXVII

Basilisc/ Basiliscus, Regulus.



Der König vndern Schlangen / so er einen Menschen ansihet / tödtet er in. Hat einen gekrönten Kopff / zwo spannen lang / vnd fast spitziige rote Augen / sein farb zeucht sich auff die schwärze vnd gelbe. Er soll etwan von einem Hanen geboren werden / dann der Han in seinem letzten Alter legt ein Ey / darauß der Basiliscus kompt. Von der Wiseln wirdt der Basilisc vberwunden vnd getödtet.

Lindwurm/ Trach/ Draco.



Kachen vnd Lindwürm seind viel Geschlecht in Arabia vnd Aphrica. Ihr wohnung ist am meysten in den Hölen / omb der Hitz willen in Orient. Wo der Trach wohnt / da vergifft er den Lufft. Hat seine krafft nicht in den Zänen / sonder im Schwanz. Vnd schädiget mehr mit streychen / dann mit beissen.

Besonders reizvoll sind die Beschreibungen einiger Tiere und die Schilderung ihrer Lebensgewohnheiten. Es wimmelt von naturwissenschaftlichen Irrtümern, über die heute jedes Schulkind erhaben ist. Da wird ernstlich behauptet, daß der Maulwurf blind ist. „Er wächst im Erdreich, hat keine Augen, gräbt allzeit in der Erde und wirft sie auf“. Natürlich gehört er zu den großen Schädlingen; denn „er frißt die Wurzeln unter den Früchten“. Ein recht merkwürdiges Tier ist die Kröte. Sie „hat ihr Hertz im Hals; darum wirt sie mit leichtlich todt geschlagen; man steche sie dann durch den Hals. Hat ein giftig Gesicht, einen stinkenden, wüsten Angriff. Der Stein, in irem Kopff gefunden, vnd von Menschen getragen, zwinget das Gift. Auß der Krotten, so sie zu Puluer (Pulver) gebrandt ist vnd der Stein bleibt, werden lebendige Krotten“.

Die Behauptung, daß die Spinne giftig ist und die Ratten Gift in ihren Schwänzen tragen, nimmt uns nicht wunder. Noch heute dichten ja abergläubische Menschen den Tieren, die ihnen unheimlich erscheinen, ekel- und furchterregende Eigenschaften an. Um sich gegen Flöhe, die als kleine schwarze Würmlein bezeichnet werden, zu schützen, wird empfohlen, am Haus ein Loch zu graben und es mit Bocksblut zu füllen. Nach kurzer Zeit werden sich sämtliche sechsbeinigen Quälgeister darin versammeln und dann umkommen.

Zum Schluß seien noch zwei Fabeltiere erwähnt, von deren Existenz der gelehrte Doktor fest überzeugt war. Da sind zunächst die „Trachen und Lindwürm“. „Sie sind viel Geschlecht in Arabia vnd Anhrica. Ir wohnung ist am meysten in den Hölen, omb der Hitz willen in Orient. Wo der Trach wohnt, da vergifft er den Lufft. Hat seine krafft nicht in den Zänen, sonder im Schwanz. Vnd schädiget mehr mit streychen, dann mit beissen. Auß dem Hirn der Trachen schneidet man einen Stein. Dracontias genannt, wann man im den nicht lebendig nimpt, so ists kein Stein, dann so er stirbt, so verschwindet er.“

Ein anderes unheimliches Tier ist der Basilisc, der König unter den Schlangen. „So er einen Menschen ansihet, tödtet er in. Hat einen gekrönten Kopff, zwo spannen lang vnd fast spitziige rothe Augen, sein farb zeucht sich auf die schwärze vnd gelbe. Er soll etwan von einem Hanen geboren werden, dann der Han in seinem letzten Alter legt ein Ey, daraus der Basiliscus kompt. Von der Wiseln wird der Basilisc vberwunden vnd getödtet“. Damit sei der Bericht über dieses absonderliche Kräuterbuch, von dem es noch manches Ergötzliche zu erzählen gäbe, abgeschlossen.

Die evangelische Marburger Frauentracht in der Gemeinde Weimar.

Aus dem „Dorfbuch Roth“

Die Tracht wird immer unbedeutender, durch die moderne und zweckmäßige Kleidungsweise wird sie verdrängt und nicht beachtet. Da ich mich schon immer für Trachten interessierte, möchte ich durch mein Referat vermeiden, daß sich meine Generation gar nichts mehr unter der Tracht vorstellen kann.

Die Marburger Frauentracht ist eine der wenigen Trachten, die sich dem Zeitgeschmack anpaßt, ohne ihren Stil aufzugeben. Sie entstand im 18. Jahrhundert. Sie setzte sich aus anderen Trachten zusammen (z. B. aus der Schwälmer, der Hinterländer...), wobei die anderen Trachten jedoch in verschiedenen Farben zu sehen waren, im Gegensatz zur Marburger, die ganz schwarz war. Die Schnitte und Formen stammen wahrscheinlich aus der französischen Mode des 17. und 18. Jahrhunderts. Politische und geographische Grenzen erreichten, daß sich die Marburger Tracht nicht weiter als nach Osten, Westen, Süden und Norden der Kreisgrenze ausbreitete. Das Ursprungsgebiet war jedoch der Ebsdorfer Grund und das Amöneburger Becken, westlich von Marburg. Die Marburger Tracht legte schnell das Schwarze oder das allgemein Dunkle ab und befaßte sich mit bunten ansprechenderen Farben. Doch sie war nie in leuchtend hellen Farben zu finden, immer in grün, blau, braun oder schwarz Tönen, sie übernahm auch niemals Schnitte von anderen Trachten, so hatte sie immer ihren eigenen Stil. Der Rock war wohl das auffallendste Teil der Tracht. Früher war er mit einer Schnur, heute Spitze genannt, am unteren Ende geschmückt, darüber zog sich eine Bandverzierung um den meist aus Tuch, Flanell oder Schurwolle bestehenden Rock. Das hat sich heute geändert. Die Bändchen fangen erst eine Handbreit über dem Saum an. Doch die Quetschfalten am oberen Ende und die Sacktasche haben sich bis heute erhalten.

Was wäre der Rock jedoch ohne die unzähligen Unterröcke, die damals ein Anzeichen für Wohlstand und Reichtum waren. Trug man 3 Unterröcke, war man reicher als jemand mit nur 2. Die Unterröcke gaben der Tracht Fülle und gutes Aussehen, da sie meist mit kleinen Spitzen verziert waren, die unter dem Rock hervorschaute.

Die ganzen Röcke konnten aber nicht ohne Halt am Körper "hängen". Man stelle sich nur einmal vor, 2 Röcke übereinan-



Die Marburger Tracht um 1920

der anziehen zu müssen, die nicht aneinander genäht sind. Um die "Not" des Herunterrutschens zu bändigen, gab es das Leibchen, das über einem ärmellosen Hemdchen getragen wurde. Mit seinem schlauchartigen Reifen am unteren Ende trug es die ganzen Röcke, oft steckte man auch noch ein Kissen ins Leibchen, um sicher zu sein, daß kein Rock rutschen konnte.

Über das Leibchen kam der Motzen, der früher meist andersfarbig war, heute aber die gleiche Farbe hat wie der Rock. Der Motzen war einer Jacke ähnlich. Er war mit einer Frisur (zusammengeraffter Stoff) und Spachtelspitzen verziert. Die Spachtelspitzen kommen nur noch selten vor, sie werden durch modische Pailletten ersetzt.

Der Motze hatte einen viereckigen Ausschnitt, so daß ein ganzer Teil des Oberkörpers frei war. Das Brusttuch wurde unter den Motzen gesteckt, um damit den freien Teil zu verhüllen. Die Brusttücher waren weiß und wurden mit einer Brosche zusammengehalten. Heute tragen viele Frauen Blusen oder Hemden anstelle des Brusttuches. Nun zu den Strümpfen.

Wie es früher fast immer war, wurden auch die Strümpfe selbstgestrickt. Viele bunte, farbige Muster wurden auf die Strümpfe gestickt und gestrickt, immer passend zur Tracht. Auch die Schuhe, die weit ausgeschnitten waren und flache Absätze hatten, mußten in der Farbe dazupassen, sie sind heute wie auch früher braun oder schwarz.

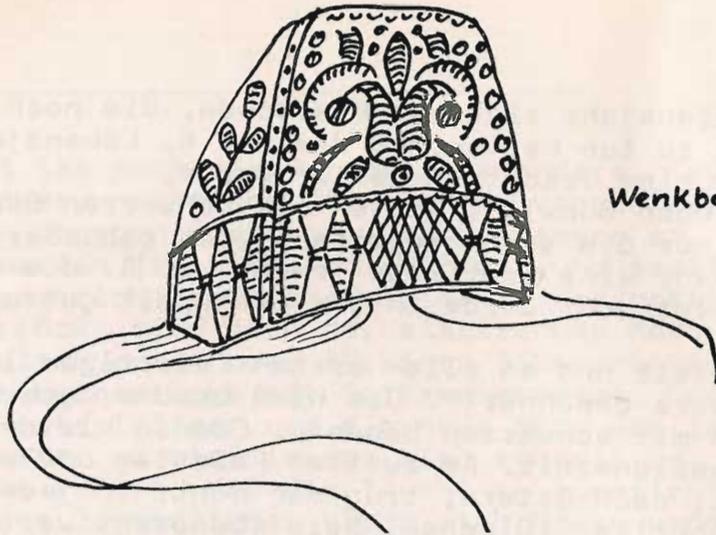
Über die Röcke wurde eine Schürze gebunden, die heute mit Borden aus Spitze verziert ist. Die Schürzen waren früher meist weiß, heute jedoch passen sie sich der Farbe des Leibchens an.

Selbstgestrickte Handschuhe, die Stola und ein Dreieckstuch sowie Mäntel aus Wollbiberstoff wurden früher zum Schutz gegen Kälte angezogen. Heute übernehmen dies oft die Strick- oder Wolljacken. Die Haare wurden in zwei oder drei geflochtenen Zöpfen, die man mit Bändern schmückte, zusammengebunden. Dann wurden sie als Schnatz oder Dutt hochgesteckt.

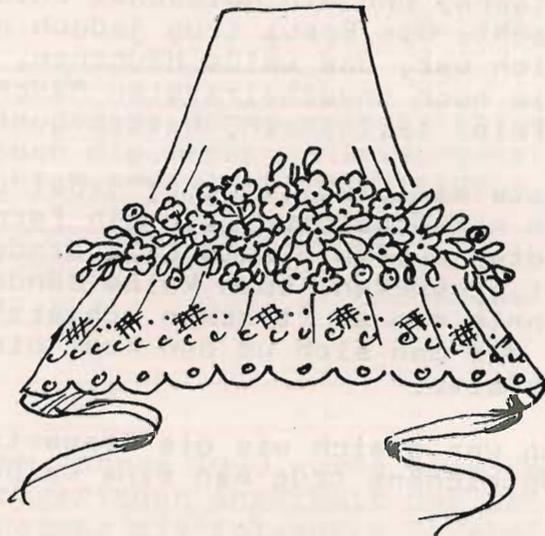
Doch der schönste Teil der Tracht war und ist auch heute noch das Stülpchen oder auch Häubchen genannt. Mit vielen bunten Perlen bestickt, zur Tracht passend, ist es eines der Stücke, das sich im Laufe der Jahre am wenigsten verändert hat.

Das Stülpchen wird mit Haarklammern am Dutt befestigt, wobei ein Teil des Dutts in das Stülpchen gesteckt wird. Zwei schwarze Bänder gehen von ihm aus bis zur Mitte des Rückens, diese waren auch am unteren Ende mit Perlen (meist Glitzerperlen) verziert. So trug man allgemein die Marburger Tracht.

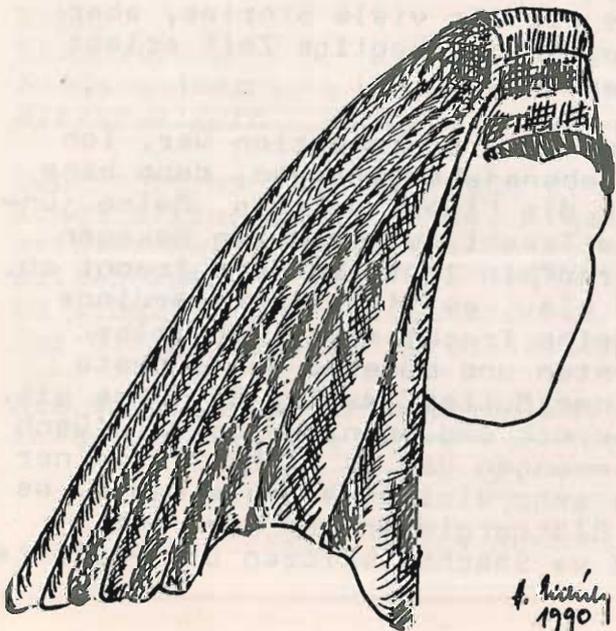
Nun galten aber zu jeder Jahreszeit genauso wie zu fast jedem Lebensabschnitt bestimmte Regeln. Die Kinder trugen bis



Wenkbach um 1910



Oberweimar um 1925



Trauermantel bis etwa 1935

f. Hübner
1990

zu ihrem 3. Lebensjahr einfache Kleidchen, die noch nichts mit der Tracht zu tun hatten. Ab dem ca. 8. Lebensjahr trug man dann schon eine Tracht in heller Farbe.

Die "Alten" trugen dunkle Trachten mit schwarzen Bändern. Doch dies war nur die Wochentagstracht, es gab aber zu jedem Anlaß im Jahr eine bestimmte Tracht, z. B. die Feldtracht. Die Feldtracht wurde in der Erntezeit getragen.

In der Adventszeit und an allen ersten Feiertagen im Jahr trug man "schwarz geschnürt". Das hieß braune, graue oder blaue Trachten mit schwarzen Bändern. Ebenso kleidete man sich in der Passionszeit. Am zweiten Feiertag und während der Sommerzeit, nach Ostern, trug man bunt. Zu jeder Tracht kam das dazugehörige Stülpchen. Beim Abendmahl war dieses mit einem weißen Häubchen bedeckt. Die Abendmahlstracht war gleichzeitig die Brauttracht. Schwarze Stola, schwarze Handschuhe ohne Finger (Stache) und ein Halsschal unterschieden sie von der Alltagstracht. Die Braut trug jedoch nicht, wie es beim Abendmahl üblich war, das weiße Häubchen, sondern einen grünen Kranz. Die noch unverheirateten Mädchen, die auch an der Hochzeitsfeier teilnahmen, hatten bunte Kränzchen auf.

In Trauerfällen kleidete man sich schwarz, dabei wurde unterschieden, ob es ein naher Verwandter oder ein fernverwandter war. Bei nahen Verwandten durfte nichts Glitzerndes oder Gemustertes die Tracht schmücken, auch keine Bänder - in der Umgangssprache nannte man es "trocken schwarz". Ein Trauermäntelchen, das man sich um den Kopf hing, trug man während der Trauerfeier.

Der Konfirmationsanzug war gleich wie die Trauertracht. Nur anstelle des Trauermäntelchens trug man eine weiße große Haube.

Um noch einmal einen Überblick zu bekommen, fragte ich meine Oma, welche selber bis zu ihrem 17. Lebensjahr Tracht getragen hat. Dabei erzählte sie mir viele Stories, aber auch, wie sie die Veränderung in die heutige Zeit erlebt hat. Nachfolgend einige Gedanken von ihr:

"Die Tracht wurde getragen, weil es Tradition war. Ich habe sie vom 5. bis 17. Lebensjahr getragen, dann habe ich sie abgelegt, weil es die Eltern wollten. Meine jüngere Schwester trug keine Tracht. Weihnachten bekamen wir Mäntel geschenkt, daraufhin legte ich die Tracht ab. Ich trug grün, braun und blau, am liebsten allerdings mochte ich das braune. Meine Tracht mußte ich selbst pflegen, das hieß ausbürsten und bügeln. Das älteste Stück ist das Gewand meiner Mutter, es ist 75 Jahre alt. Werktags trug man Leinendruck und sonntags Samt, Plüsch oder Mouselin. Farbbestimmungen gab es nicht. Zu meiner Zeit war doch alles noch sehr viel anders als heute, es wurden Seidenbänder und Blättergimben auf Rock und Jacke genäht, heute sind es Spachtelspitzen und Pailletten.

Jetzt ist auch die Unterwäsche anders, früher war es strenger, nichts durfte ersetzt werden oder gar fehlen. Heute dagegen zieht man das bequemere an. Statt Hemden werden jetzt Blusen getragen, und statt der schönen handgestrickten Strümpfe gibt es Perlonstrümpfe. Die Unterröcke sind auch der städtischen Mode angepaßt, die alten roten oder türkisen Biberuntterröcke werden durch Leinenröcke mit Spitzen ersetzt. Doch die Tracht war kostspieliger, und die neue Mode war leichter und bequemer, so stellte man sich schnell um. Eigentlich ist es schade, daß die Tracht so ausstirbt, doch wer von den Jugendlichen würde sich heute noch bereiterklären, das ganze Jahr hindurch die Tracht zu tragen? Man geht eben mit der Mode!"

Katharina Oehler

Ich meine, daß es schon schade ist, daß die Tracht ausstirbt, doch die moderne Kleidungsweise ist bequemer, und man kann sich individueller kleiden.

Sabine Oehler

Im Juni des Jahres 1990 wurde eine Umfrage über Trachtenträgerinnen innerhalb der Ortsteile der Gemeinde Weimar mit folgendem Ergebnis durchgeführt:

Allna	3	Oberweimar	5
Argenstein	4	Roth	14
Kehna	3	Stedebach	1
Nesselbrunn	2	Weiershausen	9
Niederweimar	12	Wenkbach	6
Niederwalgern	16	Wolfshausen	1

Dank unserer Mitbürger und dem Verständnis der Gemeindegremien sowie der Arbeit von Herrn Bürgermeister Karl Krantz ist es gelungen viele einmalige Bild-Dokumente über die Trachten in unseren Dörfern zu erhalten und bei besonderen Anlässen in Ausstellungen der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die vorstehende Arbeit von Sabine Oehler befindet sich in der Anlage zum "Dorfbuch Roth."

Zusammenstellung:
Heinrich Ehlich

Die Kirche zu Oberweimar

Den Ausführungen des Chronisten Herbert Kosog in den Heften Nr. 2, 13 und 22 der Schriftreihe "Heimatwelt" soll das Ereignis der Erneuerung bzw. Restaurierung des eisernen Turmaufsatzes der Martinskirche hinzugefügt werden.

Pfarrerin ist derzeit Frau Kornelia Pausch-Traud und seit 1980 an der Martinskirche zu Oberweimar tätig.

Im Sommer 1989 ging ein selten schwerer Orkan mit einem unheimlichen Wirbel über unser Dorf hinweg. Nachdem das Unwetter vorüber war, sah man die Zerstörungen an dem Kirchturm und am Dach.

Auch im übrigen Dorf waren Dächer abgedeckt. Das Kreuz auf dem Kirchturm hatte sich schräg geneigt, stellte aber noch keine Gefahr dar.

Im Februar des Jahres 1990 kamen jedoch gleich kurz nacheinander zwei Orkane auf und richteten in weiten Teilen des Landes Millionenschäden an. In unseren Wäldern gab es Stellen, wo nicht ein Baum stehen geblieben war, wie auf den Höhen bei Kehna und Lohra.

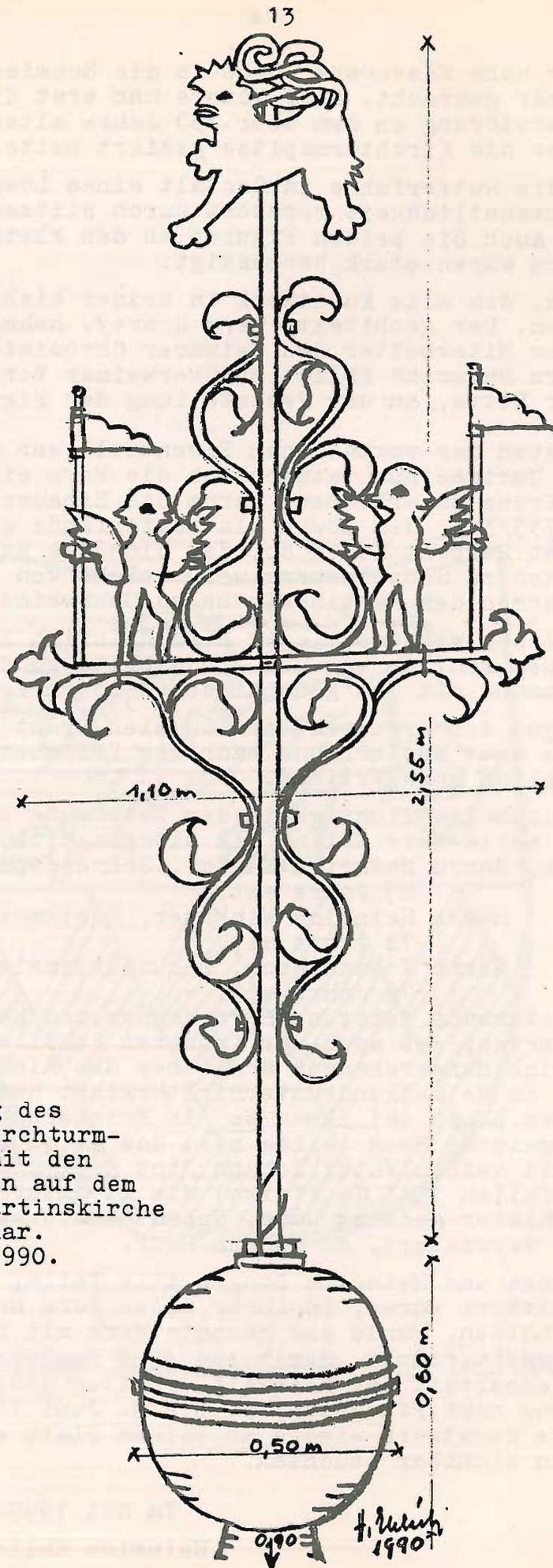
Nach diesen Stürmen hatte sich die Spitze des Kirchturmes, genauer gesagt, das Kreuz mit den Wetterfahnen, noch weiter abgeneigt und drohte abzustürzen.

Damit nicht auch noch Personen zu Schaden kamen, mußte das schwere Eisenwerk geborgen werden. Unter Leitung des erfahrenen Architekten, Herrn Schrey aus Cölbe ging am 28. März 1990 diese schwere Arbeit vonstatten.

Ein seltenes Ereignis bot sich den Bürgern des Dorfes Oberweimar: Gegen Mittag fuhren mächtige Kranfahrzeuge der Firma ARCHINAL aus Wetter in die Obergasse ein. Das schwere Gerät stellte man vor der Kirchentreppe auf und verankerte es. Gegen 17.00 Uhr war es dann soweit, daß die mächtigen Träger des Kranes ausgefahren wurden und mit der Spitze weit über den 30 Meter hohen Turm hinausragten. An einem Stahlseil wurde eine Kabine befestigt, welche vor Ort gebracht werden sollte.

Drei Handwerker stiegen hinein, darunter der Schmied Ernst Donges aus Oberweimar. Mit erstaunlicher Sicherheit und viel Geschick brachte der Kranführer die Gondel hoch an den Turm heran. Nach 1 1/2 Stunden hatten die Handwerker ihr Werk vollbracht und das schwere aus Eisen geschmiedete Stück stand auf der Erde.

Jetzt konnte man schon die Zerstörungen an dem Eisenwerk feststellen. Wir hatten gehofft, daß sich in der Kugel etwaige Dokumente oder sonstige Hinweise über die Geschichte der Kirche befinden würden. Es war jedoch nichts vorhanden. An der Kugel stellte man Löcher fest, welche von Geschossen stammen konnten.



Darstellung des
 gesamten Kirchturm-
 aufsatzes mit den
 Wetterfahnen auf dem
 Turm der Martinskirche
 zu Oberweimar.
 Renoviert 1990.

H. Rulich
 1990

Das 3 Meter hohe Eisenwerk wurde in die Schmiede Donges zu Oberweimar gebracht. Hier konnte man erst die Ausmaße der Zerstörung an dem über 250 Jahre alten Kunstwerk welches die Kirchturmspitze geziert hatte, übersehen.

Besonders die Wetterfahne in Gestalt eines Löwen war fast zur Unkenntlichkeit zerstört durch Blitzschlag und Korrosion. Auch die beiden Figuren an den kleineren Wetterfahnen waren stark beschädigt.

Es galt nun, das alte Kunstwerk in seiner bisherigen Form zu gestalten. Der Architekt, Herr Schrey, nahm daher mit dem früheren Mitarbeiter des Weimarer Chronisten Herbert Kosog, Herrn Heinrich Ehlich zu Oberweimar Verbindung auf mit der Bitte, an der Feststellung der Figur mitzuarbeiten:

Aus den Resten der vorhandenen Eisenteile war nach übertragen der Umriss nun tatsächlich die Form eines Löwen mit einer Krone zu erkennen. Warum die Erbauer der Kirche damals (1733/34) den Löwen als Wetterfahne wählten, sah der Chronist Herbert Kosog so, daß dies das Wappentier der Schencken zu Schweinsberg war, welche von altersher Patronatsherren der Martinskirche zu Oberweimar waren.

Aufgrund dieses Wissens, legte Herr Heinrich Ehlich das Wappen dieser Familie vor und man stellte eine starke Übereinstimmung mit dem geschmiedeten Löwen fest.

Daraufhin gab der Architekt dem Schmied Ernst Donges den Auftrag, die neue Wetterfahne nach der Zeichnung von Heinrich Ehlich anzufertigen.

Um sich jedoch die Richtigkeit der Zeichnung bestätigen zu lassen, hatte Herr Ehlich die älteren Mitbürger Oberweimars, Herrn Heinrich Wagner, Schreinermeister,

83 Jahre alt,

Herrn Heinrich Winhauer, Musikmeister a.D.

78 Jahre alt,

Herrn Johann Heck, Dachdeckermeister,

79 Jahre alt,

um ihre Zustimmung gebeten. Herr Wagner und Herr Winhauer erklärten, daß auch ihr früherer Schullehrer, Herr Heinrich Hungershausen ähnliches den Kindern in der Schule im Heimatkundeunterricht erklärt hat. Auch die Form des Löwen sei ihnen so in Erinnerung. Der Dachdeckermeister Heck teilte mit, daß er im Jahr 1936 zusammen mit seinem Vater Johann Jost Heck und Heinrich Ehlich (gefallen 1943 in Afrika) die Kirchturmspitze neu mit Schiefer gedeckt habe. Schon damals war das Eisen sehr verwittert, so Johann Heck.

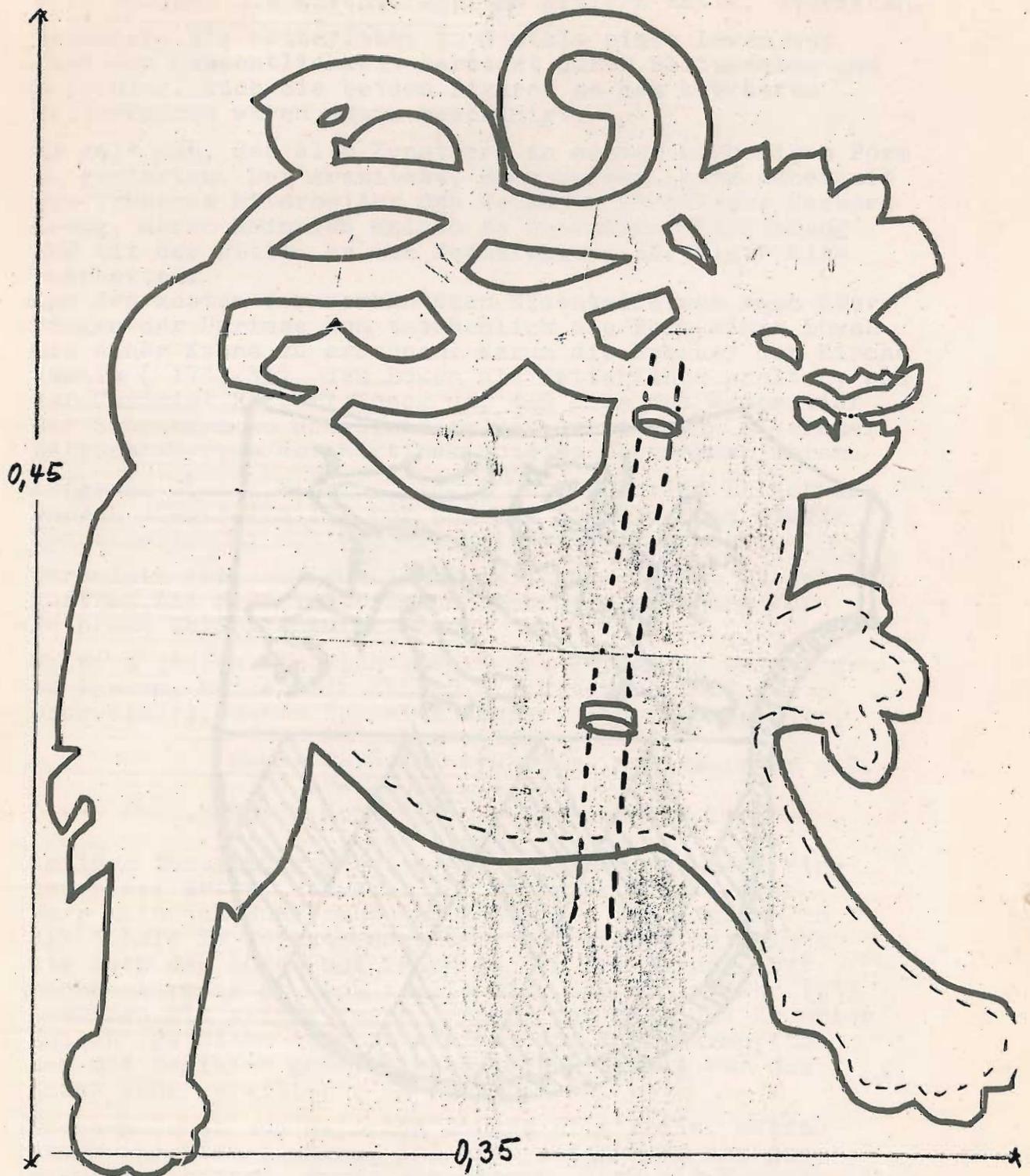
Nachdem Ernst und Heinrich Donges alle Teile, welche stark verwittert waren, in ihrer alten Form neu geschmiedet hatten, wurde das gesamte Werk mit Sandstrahl gereinigt und verzinkt. Somit ist eine handwerklich seltene Schmiedearbeit der Nachwelt erhalten geblieben. In der Woche nach Pfingsten, 5. bis 9. Juni 1990 wird das gesamte Kunstwerk wieder an seinem Platz eingebaut und weithin sichtbar leuchten.

Im Mai 1990

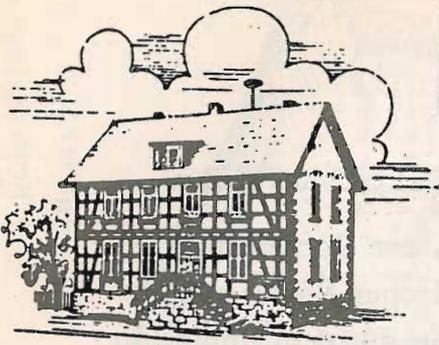
Heinrich Ehlich



Wappen der Schencken zu Schweinsberg



Der "Wetterlöwe"
von der Kirchturmspitze zu Oberweimar in seiner
heutigen Form nach der Erneuerung 1990.

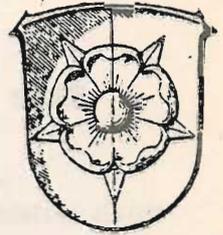


Mitteilungsblatt

D 8673 C

für die Gemeinde

Weimar

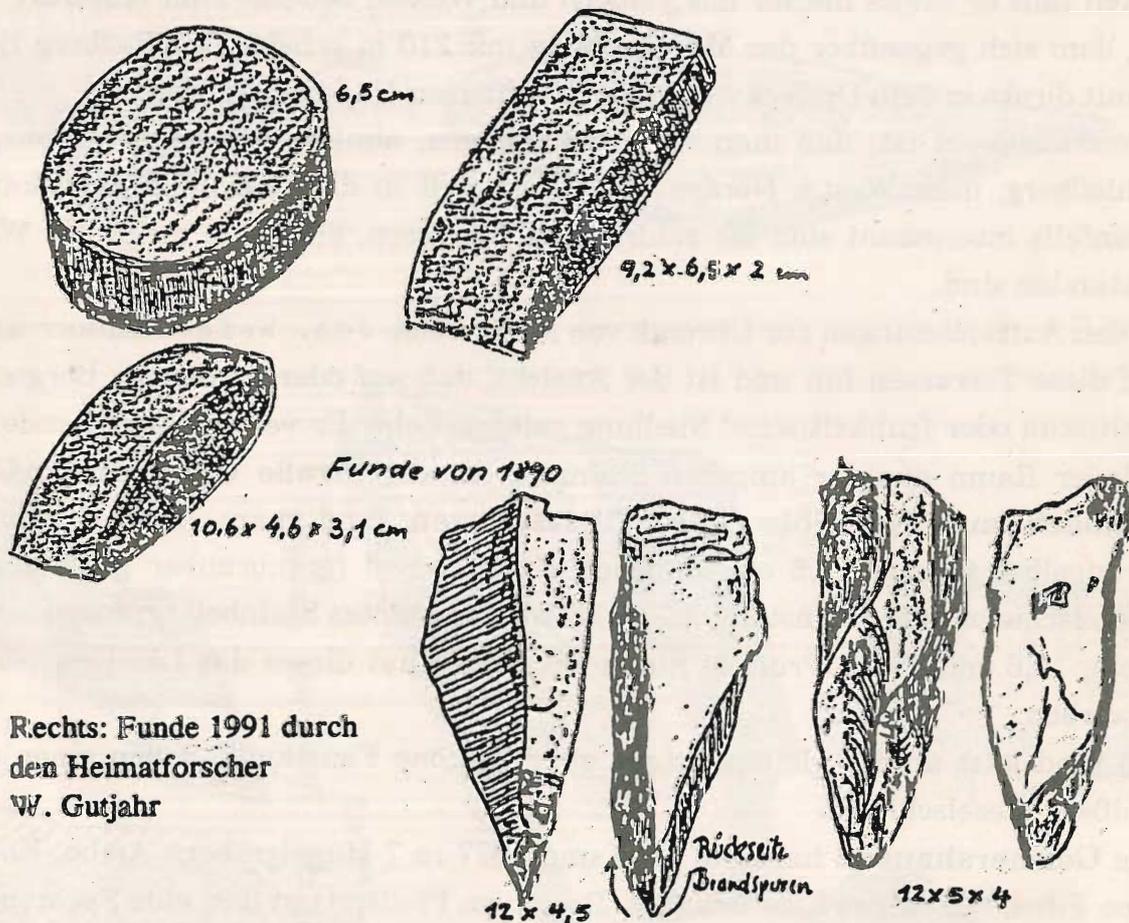


Jahrgang 23

Donnerstag, den 21. Februar 1991

Nummer 8

Steinzeitliche Funde an den Quellen des Walgerbaches



Rechts: Funde 1991 durch
den Heimatforscher
W. Gutjahr

Rekonstruktion nach Beschreibung von J. Weiershäuser

In seiner Chronik von Allna hat Johann Weiershäuser auf steinzeitliche Funde dicht an der Grenze von Allna und Willershausen etwa 200 Meter bis zur nächsten Quelle des Walgerbaches hingewiesen. Die in der Zeichnung rekonstruierten steinzeitlichen Werkzeuge wurden um 1890 bei der Rodung des Waldes gefunden. Steinzeitliche Werkzeuge fand auch vor einiger Zeit der Heimatforscher W. Gutjahr an der uralten Siedlungsstätte. Als Steinzeit wird die Zeit von 10.000 bis 4.000 Jahren v. Chr. bezeichnet.

Der Rossberg (293,6 m)

Eine Aufzeichnung von dem Heimatforscher Walter Gutjahr.

Seit der Arbeit an der Dorfchronik hat mich immer wieder der **Roßberg** mit seinen nach einem flachen Sattel vorgelagerten **Zückenberg** interessiert. Er erhebt sich mit seinen 293,6 m immerhin 95,2 m über dem Dorf Hermershausen, dessen tiefster Punkt 198,4 m ist.

Im Süden steigt das bewaldete Gelände nach einer flachen Senke zum **Anzekopf** noch auf 305,4 m, dahinter zur **Schneid** auf 310,1 m. Nach NW zur **Allna** hin fällt er steil ab, bildet nach Norden einen flachen unbewaldeten Sattel zum vorgelagerten **Zückenberg**, dem wiederum ein Steilhang zur **Allna** hin folgt. Nach Osten fällt er etwas flacher mit Feldern und Weiden bedeckt zum **Allnatal** hin ab, dem sich gegenüber der **Martinsberg** mit 210 m erhebt. Der Roßberg liegt damit direkt in dem Dreieck Allna-Hermershausen-Haddamshausen.

Bemerkenswert ist, daß man vom Roßberg aus, ähnlich wie beim Marburger Schloßberg, nach Westn, Norden und Osten weit in die Täler einblicken kann. Ebenfalls interessant sind die zahlreichen Terrassen, die heute meist mit Wald bestanden sind.

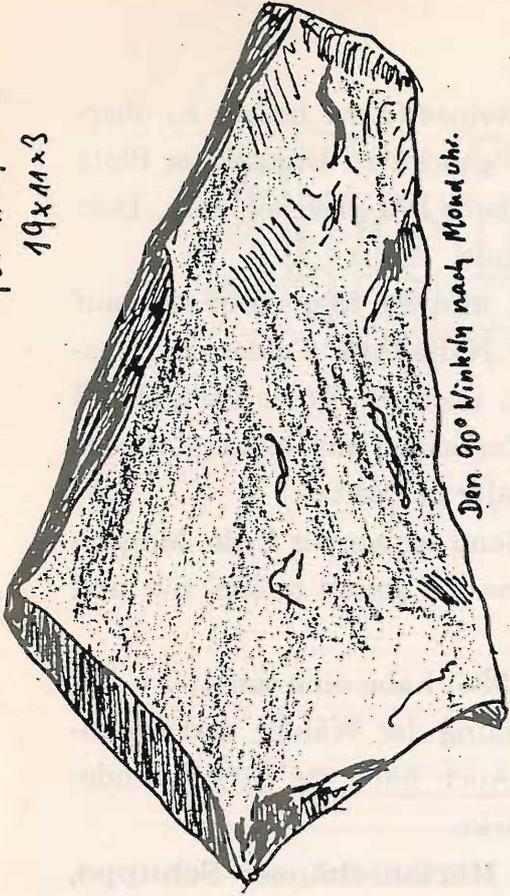
In den Aufzeichnungen zur Chronik von Allna weist Joh. Weiershäuser auch auf diese Terrassen hin und ist der Ansicht, daß auf oder an diesem Berg eine "keltische oder frühkeltische" Siedlung gelegen habe. Er verweist auf Funde im Allnaer Raum aus der jüngeren Steinzeit: An der **Straße Oberweimar-Gladenbach auf der Höhe vor Willershausen** fand man: einen Reibstein (graugelber Quarzit, 6,5 cm) daneben ein Steinbeil (graubrauner gebänderter Kieselschiefer oder Hornstein, 9,2 cm) sowie ein zweites Steinbeil (grauer Felsgestein, 10,6 cm). Nach Prüfung durch Dr. Uenze hat dieses das Landesmuseum erworben.

Ich fand jetzt an der gleichen stelle einige schöne Faustkeile, davon einen aus weißem Kieselschiefer.

Bei **Germershausen** hat man 1864 und 1877 in 7 Hügelgräbern Asche, Kohle, eine Fibel, ein langes Eisenschwert, Reste von Pfeilspitzen und eine Speerspitze gefunden. Hier sollen um 1000 v. d. Zeitrechnung nach einem Kampf gefallene Krieger bestattet worden sein.

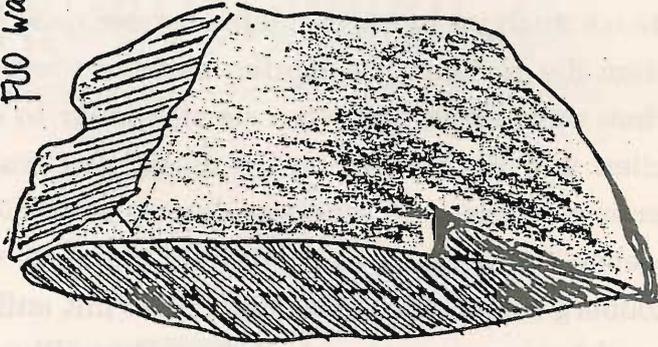
Wir wollen mal noch weiter zurückblenden. Die Urlandschaft in der **Altsteinzeit** dürfte in unserer Gegend so ausgesehen haben, daß die Täler weitgehend mit Wasser bedeckt oder später Sumpflandschaften waren, sodaß die menschlichen Wohnstätten an oder auf Anhöhen gelegen haben. (Wichtige Straßen verliefen noch bis zum 19. Jahrhundert meist auf den Höhen und durchquerten die Täler, wo notwendig, durch seichte Flußläufe).

FUO Walgerbackquelle
19x11x3



Den 90° Winkel nach Munduhr.

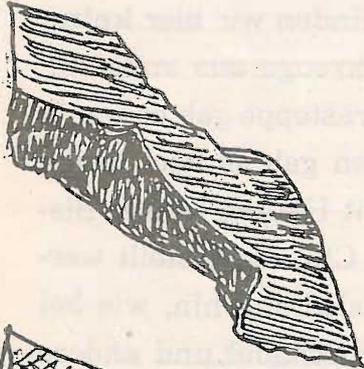
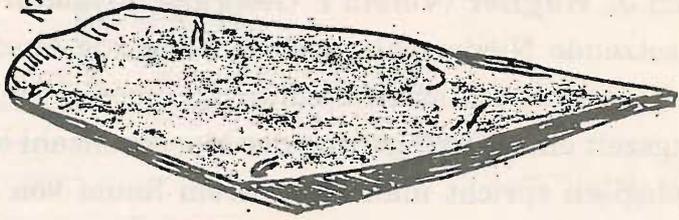
FUO Walgerbackquelle



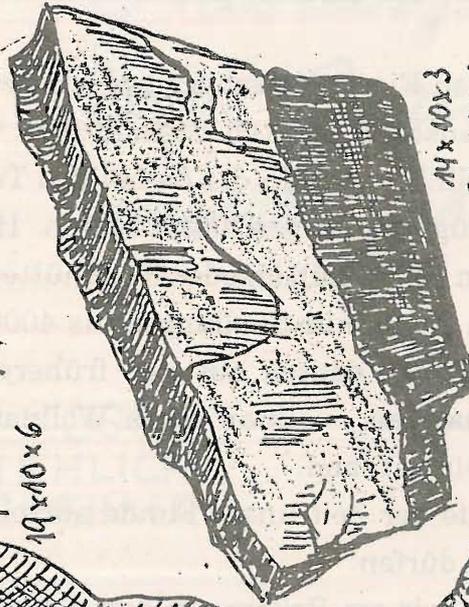
Rohling für Steinbeil

W
91

13x6x3

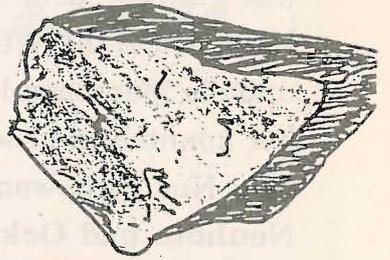


FUO Walgerquelle Grauwacke
19x10x6

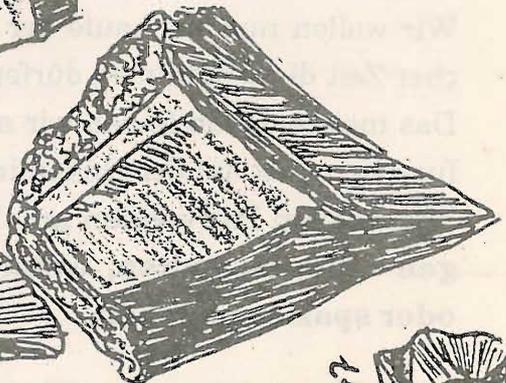
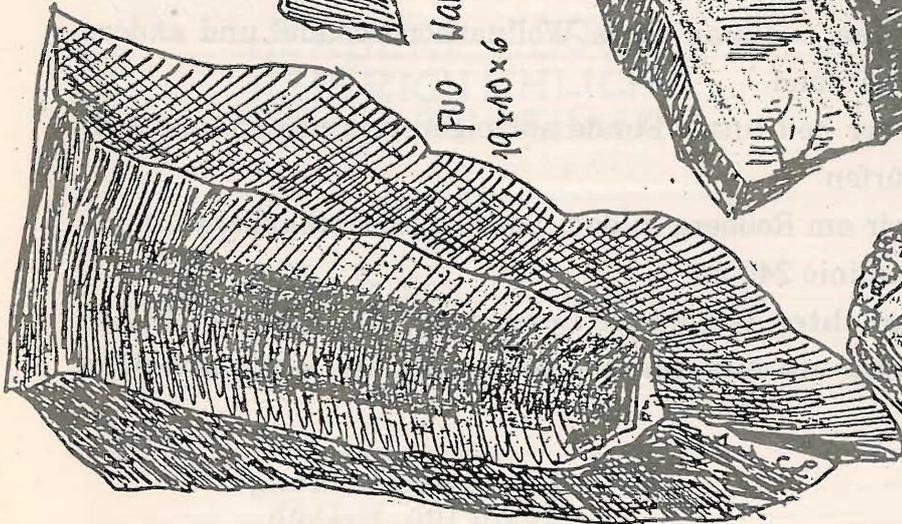


14x10x3
breite Schale Schabstank

9x6x4



W
91



1727



1727

Von den Anhöhen aus waren die Jagdgründe der Steinzeitjäger besser zu übersehen, und diese selbst waren vor Raubtieren besser geschützt. Ein solcher Platz dürfte der Roßberg mit seinem Sattel zum Zückenberg hin gewesen sein. Dort machte ich auch im Laufe der Jahre immer neue Funde.

Nachdem die riesigen Tierherden dezimiert waren, und die Menschen sich auf Ackerbau umstellten, siedelten sie sich mehr in der Nähe ihrer Felder, an Wasserstellen und Flußläufen an. In dieser Zeit waren auch die Täler weitgehend trockener geworden. So scheinen damals auch die Terrassen am Roßberg wieder aufgegeben worden sein, und der Wald nahm sie wieder in Besitz.

Am Roßberg finden wir zahlreiche Plätze mit auffallend schwarzer Erde. Manche Hermershäuser erinnern sich, daß sie dort "Blumenerde" geholt haben. Sie sind die Überreste aus **Kohlenmeilern**.

Nach **J. Wagner** (Verein f. Geografie, Frankfurt, 1936) habe eine um 100 v.d.Z. einsetzende Niederschlagsvermehrung zur Ausdehnung der Wälder und Einengung des menschlichen Siedlungsraumes geführt. Auch habe die Völkerwanderungszeit eine Verringerung der Menschenzahl bewirkt.

Geologisch spricht man in unserem Raum von der **Hermershäuser Schuppe**, einem Gebiet, wo verschiedene Schichten auf engstem Raum zusammengeschuppt sind. Am Roßberg treten **Devonsche Schieferlagerungen** zutage, Ablagerungen eines warmen Meeres. Daneben finden wir **Grauwacke** und **Sandstein**.

Da unser Gebiet nicht von Eiszeitgletschern bedeckt war, finden wir hier **keine Feuersteine**. Die Urmenschen mußten deshalb ihre Werkzeuge aus anderem, hier auftretendem Gestein fertigen. In der damaligen Tundrasteppes gab es wenig Holz, sodaß die Werkzeuge kaum geschäftet waren. Höhlen gab es auch keine und die Menschen lebten in Erdhütten oder Rundhütten mit Häuten belegt. Bisher konnten in unserem Raum nur Siedlungen bis 4000 v. Chr. festgestellt werden. Nur ganz wenige Funde deuten auf eine frühere Besiedlung hin, wie bei **Neuhöfe** und **Ockershausen**, wo man einen Wollnashornschädel und andere Überreste aus der Altsteinzeit fand.

Wir wollen nun im Laufe der Zeit unsre Funde aufzeigen und prüfen, aus welcher Zeit diese stammen dürfen.

Das meiste davon haben wir am Roßberg in dem Sattel zum Zückenberg hin gefunden, meist auf der Höhenlinie 240 m.

Mit unsren Hinweisen möchten wir unsre Leser anregen, einmal die Augen offen zu halten, wenn sie auf den Feldern oder im Wald arbeiten oder spazieren gehen.

Zusammenstellung:
Heinrich Ehlich